Die Familien der Umsiedler lebten am Existenzminimum. Die Grundnahrungsmittel wie Butter, Fleisch Milch und Brot waren rationiert, konnten also nur mit Lebensmittelkarten erworben werden. Der Hunger blieb täglicher Begleiter.

Der Anfang im neuen Zuhause war schwer. Durch die Not wurden die Menschen erfinderisch und ergriffen viele Initiativen. Man hielt sich, wenn möglich, Kleinvieh um den Speisezettel zu bereichern. Sie sammelten im Wald Holz für den Winter, Ähren auf den Feldern, wenn es die Bauern erlaubten. Auch Eicheln sammelten sie, um daraus Brot zu backen. Mit Wildfrüchten und Wildgemüse wurden Vorräte für den Winter angelegt.

All dies war aber durch Verbote erschwert. Nicht erlaubt war das Aufsammeln von Fallobst, Gras von Feldrainen zu mähen, Kartoffeln nach zu lesen und Ähren aufzusammeln. Die Einhaltung der Verbote wurde von Flurwächtern (Flurern) überwacht und Vergehen auch bestraft.

Um die Lage dieser Leute zu verbessern ließ die Stadt Wiesen umbrechen und kleine Gartenparzellen anlegen. Der Bedarf an Gemüse, Kartoffeln sowie Obst und sogar Tabak wurde hier aufgebessert. Trotz alledem blieb es den Familien, besonders den Älteren, nicht erspart, betteln zu gehen für ein paar Lebensmittel. Viele halfen auch deswegen in der Erntezeit.

Als im Herbst 1946 der Schulunterricht endlich wieder aufgenommen wurde, saßen in vielen Klassenstufen überalterte Schüler. Die meisten hatten in ihrer angestammten Heimat keinen regulären Unterricht mehr erhalten. Erstaunlich gut verstand es die Schule, mit ihren Neulehrern die Neuankömmlinge zu integrieren und die Schuljugend zu begeistern. Sie veranstalteten Kulturprogramme sowie Theateraufführungen in und um Römhild.

Das trug erheblich dazu bei, die Umsiedler in das gesellschaftliche Leben der Stadt zu integrieren.

Dieser Artikel entstand auf Anregung von Frau Margarete Töpfer geb. Nowak.

10. Löchauer Gemeinde-Treffen am 1. Mai 2010 in Römhild

Kinder, wie die Zeit vergeht ...

Ortschronisten berichten aus vergangenen Tagen

Römhild 1946: 40 Flüchtlinge – Sudetendeutsche aus Löchau, Kreis Braunau in Böhmen, vertrieben aus ihrer Heimat, werden in der Turnhalle einquartiert

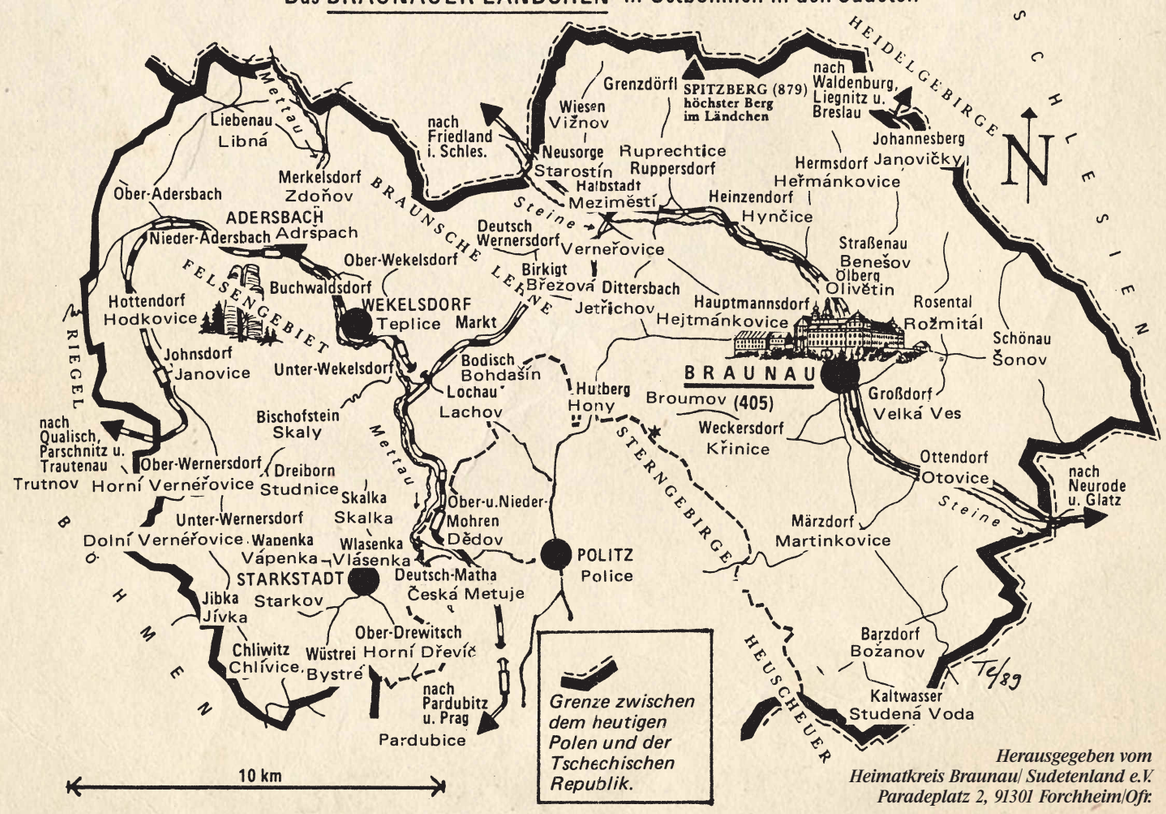
(gekürzt von Ralf-Rainer König)

1942, nach dem Attentat auf Heydrich, wurden tausende Tschechen verhaftet und getötet, das Dorf Lidice auf Anweisung Hitlers dem Erdboden gleich gemacht. Der nach England emigrierte Staatspräsident Beneš, beteiligt an dem Attentat, plante hier bereits, Sudetendeutsche aus der Tschechoslowakei auszuweisen, sobald sich die Möglichkeit dazu ergeben sollte.

Als Staatspräsident setzte er diese Pläne um: Am 19. Mai 1945 erließ er die sogenannten Beneš-Dekrete: Prinzipiell alle „Personen deutscher oder madjarischer Nationalität" wurden „als staatlich unzuverlässig" erklärt. Ihr Vermögen stellte man unter Zwangsaufsicht, faktisch kam es zu – teilweise vollständigen – Enteignungen. Rasch waren massenhaft „wilde", aber auch staatlich geduldete Ausweisungen im Gang. Erst mit dem Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945 erklärten die Siegermächte die „Überführung der deutschen Bevölkerung nach Deutschland" für rechtmäßig – in „ordnungsgemäßer und humaner Weise", wie betont wurde. Vielerorts ging es jedoch alles andere als human zu.

Schon im Sommer 1945 fanden die ersten Vertreibungen statt. Etwa 1 Million unschuldiger Menschen wurden binnen weniger Stunden von Haus und Hof verjagt. Tausende wurden misshandelt, erschlagen, erschossen, ertränkt oder aufgehängt. In den „Beneš-Dekreten" wurde unter anderem allen Mördern, die aus ideologischen Motiven handelten, Straffreiheit zugesichert.

Das BRAUNAUER LÄNDCHEN in Ostböhmen in den Sudeten



Herausgegeben vom Heimatkreis Braunau/ Sudetenland e.V. Paradeplatz 2, 91301 Forchheim/Ofr.

Es begann ein Leidensweg von über 3 Millionen Sudetendeutschen. Für viele mündete er im Brünner Todesmarsch, auf der Aussiger Brücke, im Feuerlöschteich von Landskron und an Erschießungsmauern.
Die 31 Baracken des Lagers Halbstadt, wo unter dem Hitlerregime Zwangsarbeiter für die Rüstungsindustrie aus Elsass-Lothringen untergebracht waren, wurden von den Tschechen als Arbeitslager für die von ihrem zu Hause vertriebenen Deutschen eingerichtet. Unter der Eskorte von ehemaligen Partisanen trafen Tag und Nacht traurige Gruppen von Ausgewiesenen im Lager ein. Viele waren hier Monate, einige nur Tage untergebracht, bis sie einem Transport zugeteilt wurden. Während des Aufenthaltes bestand für die Insassen Arbeitspflicht. Viele Kranke und auch ältere Menschen verloren hier ihren Lebensmut. So sind in diesem Lager 29 Todesfälle registriert.
Insgesamt sind 1.111 Eisenbahnzüge mit 1.183.370 Ausgewiesenen aus der CSR in die US Besatzungszone eingelaufen. Davon gingen 661 Transporte mit 690.879 Personen nach Bayern und 450 Transporte mit 492.491 Personen nach Hessen, Württemberg und Baden. Nach Tschechischen Angaben sind bis Oktober 1946 etwa 750.000 Sudetendeutsche in die sowjetische Besatzungszone ausgewiesen worden.
Auch nach Hildburghausen kam Ende Juli 1946 ein Transport Aussiedler aus dem Sudetenland, und zwar aus dem Kreis Braunau/Ostböhmen. Sie waren vom 09.07 bis 26.07.1946 in Viehwaggons eingesperrt bei großer Hitze mit unbekanntem Ziel unterwegs. Alle, ob Alte, Kinder, Kranke – Männer wie Frauen – mussten größte Strapazen erleiden. Bei einem 14-tägigen Zwischenaufenthalt in Gera wurden alle entlaust und geimpft. Danach wurde die Reise in einem Personenzug, dessen Gepäcknetze den Kindern als Schlafplatz dienten, fortgesetzt. In einem Barackenlager in Hildburghausen mussten sich alle einer schmerzhaften Typhusimpfung unterziehen. Hier erfolgte auch die Aufteilung der Flüchtlinge auf umliegende Städte und Dörfer.

So gelangten im Juli 1946 40 Personen nach Römhild. Sie stammten alle aus dem Dorf Löchau im Kreis Braunau Ostböhmen. Man brachte sie zunächst in der Turnhalle der Herzog Bernhard-Schule unter. Als Einrichtung waren Strohlager hergerichtet. Ausgehungert und verhärmt, nun schon 1 Jahr von ihrer Heimat vertrieben, ließen sie sich hier nieder. Das Einzige, was sie tröstete, war die Ähnlichkeit der hiesigen Landschaft mit ihrer geliebten Heimat. Das war nur eine kurze Notunterkunft.
Den meisten Familien teilte die Stadt kleine Wohnungen, meist aus 2 Zimmern bestehend, in den Baracken der Höhensiedlung, dem früheren Arbeitsdienstlager, zu. Andere wurden in leerstehende Räumlichkeiten, zumeist Nebengelasse auf Gängen und Höfen bei Privatleuten, eingewiesen. Später konnten Arbeiterfamilien kleine Behelfsheime des Basaltwerkes beziehen.

Wie fanden sich die Neuankömmlinge in Römhild zurecht und wie war die allgemeine Situation in der Kleinstadt Römhild 1946?

- Die Ämter und die Örtlichkeiten der Kommissionen sowie der Sparkasse befanden sich im Rathaus.
- Einige Geschäfte für den täglichen Bedarf waren um den Marktplatz zu finden, in der Nähe auch die Kolonialwarenhändler Mundschenk und Seidler.
- Unweit davon war die Mohren-Apotheke, in der der sehr freundliche Apotheker und Heimatforscher Carl Kade bediente.
- Neben dem Rathaus war die Milchhalle.
- Ein einziger Arzt, Dr. Walter Hönn, später verdienter, betreute die Bevölkerung Römhilds und der meisten Orte um die Gleichberge. Ihm zur Seite stand in Römhild die sehr erfahrene Gemeindeschwester Meta.
- Löchrige Töpfe, Pfannen sowie Schüsseln und Wannen flickten die Klempner Spühler, Memmler und Litzen.
- Für Platz zum Spielen und für sportliche Betätigung bot der Sportplatz unweit der Schule reichlich Gelegenheit.
- Das Waldbad am Fuße der Gleichberge bot Erholung im Sommer.
- Die katholische Kirche war sonn- und feiertags gut besucht durch die neuen Bürger mit überwiegend katholischem Glauben.
- Eine lange Menschenschlange in der Griebelstraße bedeutete, dass es beim Metzger Bäumert (Tipp-Topp) das begehrte und hungerstillende Pferde- bzw. Freibankfleisch gab.
- Am Ausgang des Ortes befand sich der Bahnhof mit Lokschuppen. Mehrmals täglich fuhr der Zug in Richtung Rentwertshausen-Meiningen. Hier überspannte auch ein Metallnetz die Straße und endete am Basaltwerk. Es schützte vor herabfallenden Basaltsteinen, die mit Hilfe einer Seilbahn vom Steinbruch auf dem Großen Gleichberg zum Basaltwerk transportiert wurden.
- Die Zeit nach dem Weltkrieg bot wenig Verdienstmöglichkeiten. Einzelne Handwerker begannen wieder ihre Betriebe zu reaktivieren. Die Industrie erholte sich nur langsam. Es fehlte an Material und Maschinen. Die Reparationsleistungen gegenüber der Sowjetunion bremste dies ebenfalls. Das Möbelwerk Barthelmes, der Industrieofenbau Schwarz und die Gerberei Six nahmen ihre Produktion wieder auf. Da in den Landwirtschaftsbetrieben die Männer fehlten, konnten auch hier einige Arbeit finden.